

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (3 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Strasse Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Bezügl. Post-Aemtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 1.

Berlin, Mittwoch den 2. Januar

1839.

Frankreich.

Kultur und Literatur in ihrer Wechselbeziehung.

(Nach der Revue Française.)

Die Literatur ist der Prüfstein der Kultur. Die eine ist der Maßstab der anderen; beide sind mit dem Baume und der Frucht zu vergleichen. Wenn wir den Sagen des Alterthums glauben wollen, so waren die Führer der ersten Völker Helden, ihre Gesetzgeber aber gottbegeisterte Menschen und Dichter. Die Dichtkunst löste ihre Aufgabe; ihre Orakelsprüche, ihre begeisterte Stimme wirkten auf den Geist und das Herz und brachten die wandernden Familien zum Stillstande. Ursprünglich wurde daher auch der Dichter Seher und Prophet genannt, und es kann in der That keine göttlichere Eingebung geben, als diejenige, welche den Menschen über seine Bestimmung und sein Ziel aufklärt. Das heilige Feuer, welches die Dichter anzündeten, erlosch niemals. Der Dichter streute den Samen aus, der später seine Früchte trug. Die Menge sehnt sich nach dem Wunderbaren, nach überraschenden und starken Bewegungen, und der einfache Mensch ist für jeden poetischen Eindruck empfänglich. Er überseht seine Gedanken in Gefühle, seine Worte in Bilder und weilt am liebsten in den Gegenden, wo der Hinblick auf das Irdische verloren geht und wo die Seele gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebt. So bildeten sich also die Völker durch die Dichtkunst. Noch waren indeß die Bedürfnisse beschränkt, das ganze Leben einförmig. In einer Gesellschaft, in welche das sittliche Verderben noch nicht eingedrungen ist, wo der Mensch noch mit dem Boden zusammenhängt und wo der Gedanke nicht über den engen Kreis der Familie hinauszuweifen muß auch die Literatur, als Abbild der Sitten eines Volkes, einen naiven und kindlichen Charakter haben.

Die Gesellschaft bleibt indeß nicht auf demselben Punkte stehen. Die moralische Weltordnung ist, wie die physische, in beständiger Umgestaltung und Erneuerung begriffen, obgleich nichts untergeht. Die Gesellschaft hat das mit dem Individuum gemein, daß sie sich bewegt, meistens, um fortzuschreiten. Zuweilen tritt freilich scheinbar ein Rückschritt ein, aber dieser ist nur ein Mittel, desto sicherer und rascher zum Ziele zu gelangen. Die Thatfachen häufen sich, die Ideen reifen, die Gesichtspunkte werden verändert, das Geschick erfüllt sich, und es tritt ein Umschwung der allgemeinen Verhältnisse ein. Alles ist freilich nicht Gewinn, und gerade in der Zeit der höchsten Blüthe entwickeln sich die Keime des Verderbens. Auch die zerlegenden und zerstörenden Elemente durchströmen den Körper der Gesellschaft; die Ehrsucht verdrängt das Pflichtgefühl, der Stolz das Wohlwollen; die Leidenschaften wuchern üppig empor, und das Herz zieht sich zusammen. Jetzt reicht auch das natürliche Gesetz nicht mehr aus, sondern es muß das bürgerliche Gesetz, dieser kalte Zufuß einer selbsttätigen Bildung, hinzutreten. Aber die Krankheit fährt auch das Heilmittel schon mit sich, und wenn dieses die Krankheit nicht gänzlich heilt, so lindert es sie wenigstens. Vergangenheit und Gegenwart sind durch einen unendlichen Zwischenraum geschieden; zwischen ihnen gähnt ein weiter Abgrund auf. In den ersten Zeiten der Gesellschaft ruhte das Gesetz im Herzen, jetzt wird es in Erz gegraben. Das erste Gesetz begeisterte zu Opfern, welche nicht schwer fielen; das zweite, ein todter Buchstabe, forderte sie und wurde drückend. Das neue Gesetz bedarf der Unterstützung der Gewalt, denn der Gehorsam wird nicht mehr freiwillig geleistet, und die Gebote sind hart; in jedem Winkel lauern Mißtrauen und Furcht.

Aus der Umwandlung der Gesellschaft geht auch eine neue Literatur hervor. Die kindliche Unbefangenheit, die Einfachheit sind verschwunden; die Kunst tritt an die Stelle der Natur. Es treten jetzt neue Reigungen, neue Triebe hervor. Zuerst erkrankt der Geist, dann das Herz. Das Gesetz ist nur noch eine Schlinge, in die man sich zu fallen läßt. Man macht seine Unterscheidungen und kämpft gegen den Buchstaben und den Geist des Gesetzes. In diesem Widerstreite entgegengesetzter Interessen tritt der Redner auf. Der Redner ist der Mann der gebildeten Gesellschaft, die sich im Guten und im Bösen vervollkommen hat. Seine Stätte ist der Gerichtstisch; er hat nichts Prophetisches und bewegt sich nicht mehr auf dem Gebiete der Poesie. Er

muß eine großartige Gesinnung, eine hohe Geistesbildung besitzen; er soll ein rechtlicher, redgewandter Mann seyn, der das sittliche Gefühl immer lebendig in sich erhalten muß. Die Literatur einer alternden und übermäßig verfeinerten Nation, unter welcher Laster und Leidenschaften aller Art einen freien Tummelplatz gefunden haben, und welche Alles mit dem Erfolge entschuldigt, muß nothwendig das Abbild dieses Zustandes seyn. In einer Zeit, in welcher Alles zusammenzustürzen scheint, in einer Epoche der Säkularung und des Uebergangs, wo man auf Entdeckungsreisen auszieht, ohne zu wissen, wo man anlanden wird, muß auch der Künstler vom Zweifel angesteckt werden. Der aus dem Himmel ausgestoßene Künstler wendet sich der Erde zu. Das Resultat von dem Allen ist, daß es eben so eine jungfräuliche und kindliche Literatur wie eine jungfräuliche und kindliche Gesellschaft giebt. Beide unterliegen demselben Einflusse; sie gleichen harmlosen Kindern, welche in derselben Wiege ruhen. Wenn dann die Gesellschaft erjarrt und sich mit glänzenden Farben schmückt, so folgt auch die Literatur ihrer Spur und verachtet ihre ursprüngliche Einfachheit.

Wenn nun gar die Gesellschaft in ihren Grundfesten erschüttert ist, wenn der menschliche Geist in kühnem Aufschwunge nach einem Ziele strebt, das er nicht kennt, wie soll dann die Literatur in einer Zeit der großartigsten Anstrengungen und der unerlässlichsten Bedürfnisse, der Kraft und der Ohnmacht, des Enthusiasmus und der kalten Berechnung, des Glaubens und des Zweifels sich gestalten? Dann erhält auch die Literatur einen leidenschaftlichen, unruhigen, fieberhaften, ausschweifenden Charakter. Sie hat alle Vorzüge, aber auch alle Fehler; sie mißbraucht ihre Kraft und wird niedrig, wenn sie naiv seyn will. Es ist ein Streit aller Elemente, aber wenn dieser beendigt ist, erscheint das Licht. Dieses Ueberspringen von einem Gegensatz zum anderen, diese wilden Phantasieen sind das Zeichen einer heftigen Krankheit, die indeß keine Furcht einflößen darf, denn sie führt zu einer Krise; es ist eine Uebergangs-Epoche, welche zwischen einer ablaufenden Vergangenheit und einer noch ungewissen, gestaltlosen Zukunft eintritt. Auf der Erde thun sich dem Menschen zwei Wege auf; der eine führt über die Erde hin, der andere schwingt sich zum Himmel auf. Wenn der Mensch die ideale Welt verlassen hat und in die der Wirklichkeit eingetreten ist, so ist die Umkehr schwer und der Ariadnenfaden nicht immer zur Hand. Die kalte verständige Untersuchung hat an Allem gerüttelt. Man fragt schon nicht mehr, wie einst ein berühmter Mathematiker: „Was beweist das?“ sondern: „Was bringt das ein?“ Die Industrie ist die Gottheit unserer Tage; hier ist das Glück. Das Glück! hört es und beugt Euch! Wären denn also der Literatur alle Hoffnungen abgeschnitten? Gewiß nicht! Die Menschheit hat manche Irrpfade betreten, aber der Fortschritt ist immer das Ziel der Geschichte geblieben. Es giebt eine Frucht, welche die Zeit und die Erfahrung reifen und deren Süße erst in einer gebildeten Zeit empfunden werden kann. Diese Frucht ist die Wissenschaft, das Erbtheil eines reiferen Alters der Menschheit, wie die Dichtkunst das glückbringende Geschenk der Kindheit des Menschengeschlechts war. Unsere Zeit ist die Zeit der Wissenschaft.

Ein Sonntag in der Normandie.

Von Misses Hall.

Der Sonntag ist, wie Jeder weiß, der Frankreich besucht hat, der große Festtag des Landes, den Jung und Alt, Reich und Arm feiert. Dies soll uns keinen Stoff geben, uns über die Weisheit des Gebots: „Erinnere dich, daß du den Sabbath heilig halten sollst“, zu ergehen; aber wiewohl ich weit entfernt bin, die Art zu loben, in der dieser Tag nur zu allgemein verbracht wird, so kann ich doch nicht umhin, meine Ueberzeugung auszusprechen, daß der Gott, der seine Sonne über Gerechte und Ungerechte scheinen läßt, es gewiß dem eingeschlossenen Handwerker nicht zum Verbrechen anrechnen wird, wenn er am Sabbath sein enges Zimmer verläßt und mit Weib und Kind hinaus wandert in grüne Baumhecken und blühende Felder. Daher kann ich's auch unseren Nachbarn auf dem Festlande nicht verdenken, wenn sie sich an ihrem Sonntag freuen und guter Dinge sind, aber wohl verdente ich's den Gezeiten, daß sie erlauben, an einem so

heiligen Festtag ununterbrochen zu arbeiten. Da ist keine Ruhe auf den Straßen, keine Rast für Mensch und Vieh; die Läden sind offen, die Pferde müssen ziehen, die Maurer, die Mühlen, die Schieferdecker, die Kärner hämmern und klappern wie gewöhnlich: ja, in Havre scheinen sie am Sonntag fast noch mehr Spektakel als an einem anderen Tage der Woche zu machen. Ich habe Wäscherinnen in ihren Fässern an den öffentlichen Brunnen waschen sehen, während die Glocken der Notre-Dame-Kirche zum Gebet riefen. Mögen sie lieber den Sabbath ganz abschaffen, als solches Geispödt damit treiben, den Klang von Hammer und Amboss mit der heiligen Musik der Kirchenglocke zu vermischen; die Sorgen und Geschäfte des Lebens mit seinem Feilschen und Markten bekommen so sehr dadurch die Oberhand, daß mir diese Entweihung des Sabbath in Frankreich mehr unangenehme Erinnerungen erregt, als irgend etwas Anderes, was ich sonst in fremden Ländern gesehen habe. Erst gegen Abend werden die Straßen ruhiger, die Handwerker waschen und putzen sich, und nur Einer bleibt im Laden zurück. Männer und Weiber traben hinaus mit fröhlichen, heiteren Gesichtern. Dann kann man nicht umhin, sich mit ihnen zu freuen und zu wünschen, daß dieses wankeimüthige Volk auch den Morgen des Tages jener Ruhe widmen möchte, die zum Denken einladet. Ich erinnerte mich an die ruhigen, stillen Sabbath-Morgen Englands und wünschte, sie möchten auch hier immer zu unschuldigen, fröhlichen Abenden führen.

Unsere Freunde hatten eine Exkursion nach einem Ort, Namens Sourlay, hinter der alten Stadt Harfleur verabredet, deren Kirche eine der schönsten ist, die ich je gesehen, und zugleich für uns in jeder Rücksicht interessant wegen ihres Zusammenhangs mit der Englischen Geschichte. Die Stadt ist hübsch gelegen; die Franzosen, die gleich bei Allem in Erläse gerathen, nennen sie superbe! magnifique! und charmante! Doch verzeiht man mit Recht eher Leuten, die zu schnell, als solchen, die niemals zufrieden sind; und wenn Jene ihr Entzücken leicht überreiben, so muß man gesehen, daß wir wieder dem anderen Extrem zu viel nachgeben und davon statt Rosen nichts als Dornen in der Welt pflücken.

Die Stadt Harfleur also ist, wie ich verbessert habe, nur hübsch gelegen: der Kirchturm allein verdient eine halbe Tagesreise über die schlechten Straßen der Franzosen; unsere Alterthumsliebhaber würden sich über seine edle und ehrwürdige Bauart sehr freuen, obgleich das Aeußere viel schöner ist als das Innere; indeß sind auch zu viel Häuser in der Umgebung — ein so vollendetes Gebäude muß Raum haben, daß man es von allen Punkten betrachten kann. Die Gemeinde ging eben aus einander, als wir die Kirche betraten, und der reiche Duft des Weihrauchs war für uns, die wir aus so reiner Luft herkamen, fast erstickend; das letzte Glöckchen läutete, der Segen ward gesprochen, und die Menge zerstreute sich; da lagen Banner und Trophäen, alte Monumente und Altäre mit dem gewöhnlichen Aufsatze von Kerzen, Blumen, Bildern und Gaben aller Art, aber keine so rührend, als die in der Kapelle unserer Gnadenmutter zu Honfleur.

Nachdem wir uns umgesehen und umhergewandert, bestiegen wir wieder unsere Wagen und fuhren von Harfleur ab nach dem Schlosse Sourlay, in dessen Umgegend wir den Tag zubringen sollten. Ein Herr unserer Gesellschaft fühlte sich von der Sonnenhitze so übermannt, daß er am Thor klingelte und die Dienerin um ein Glas Wasser bat — die Bitte ward abgeschlagen; sie meinte, ihre Herrin könnte zürnen, wenn sie einem Fremden Wasser gäbe!

Gewiß, das war sehr ungasstfreundlich und bot den Engländern der Partie eine Gelegenheit, nach Herzenslust auf Frankreich zu schmähen, — dadurch würden sie lebendig und aufgeräumt und bekamen einen vortrefflichen Appetit für das verschwenderische Mahl, das in dem Obstgarten einer hübschen Meierei von einem guten und braven Franzosen aufgetragen wurde, dessen Pasteten, Konfekte, Früchte und Champagner den eingestricheltesten John-Bull-Mann der Gesellschaft zu dem Gesändnis zwangen, hier sey er in der Phantasie nach England verlegt. In der That, ich glaube, es war das erste Mal, daß ich erfuhr, der gute Mann besitze das, was man Phantasie nennt. — Nach Beendigung des Mahls eilten wir hinaus ins Freie und durchschritten zuerst ein Feld, wo die schweren goldenen Kornähren die Halme bis auf die Erde herabbogen. Wir passirten das, was man dort die Landstraße zu nennen beliebt, und dann gingen wir längs eines krummen, eingeschlossenen Stegs hin, der uns auf einmal eine Aussicht von ungewöhnlicher Schönheit erschloß. Wir standen auf dem Gipfel eines kleinen Hügel mit dichtbewaldeten Abhängen: die schlanken Buchenstämme glänzten wie silberne Stäbe, und ihre Blätter zitterten leise im sanften Abendhauch. Unter uns war ein kleines Thal, über welches das Auge zuerst hinwegsah, ohne es zu bemerken, so löstlich war die Aussicht, welche die Anhöhe an der entgegengesetzten Seite begränzte: die Aeste der schlanken Bäume verschlangen sich zu den wunderlichsten Bogenformen und bildeten so eine Art unnachahmlicher Wald-Architektur; das Sonnenlicht, das zwischen den Bäumen hindurchschimmerte, zeigte hier und da Gruppen von Reisenden, die sich mit Wein und Früchten erquickten, oder Haufen scherzender Bauern, deren fröhliches Lachen von den Echo's dieser lieblichen Lichtungen wiederholt wurde. Wie wir in das kleine Thal hinabstiegen, änderte sich der Charakter der Scene: sie war noch sehr schön, aber nicht mehr so, wie zuerst, als sie uns wie das Zauberschloß eines Feen-Mährchens blendete; das Gras im Thale war weich und grün wie Sammet und die Luft ganz heimlich, wie von den Hügeln und üppigen

Bäumen eingeschlossen, doch konnten wir sie in den höchsten Zweigen rauschen hören, während das Zirpen des munteren Grashüpfers und das Summen von Myriaden Insekten ein Zeichen war von dem tausendfältigen Leben, das rings um uns herum webte. Wir hatten mehr als einmal ausgerufen „wie schön!“ als eine helle Mannsstimme die kleine Volks-Ballade „Ma Normandie!“ anhub. Auf diesem Fleck machte sie einen besonderen Eindruck, und im Chor von dem Bauernhaußen gesungen, würde sie überall ihren Eindruck nicht verfehlt haben. Wir hätten an diesem liebreizenden Orte lange verweilt, wenn wir uns nicht erinnert hätten, daß wir noch durch den Wald hindurch und einen Hügel hinabsteigen müßten, ehe wir unsere Wagen erreichten. Der Weg, den wir nahmen, wand sich an hohem Boden hin, und links erblickten wir dann und wann im Vorbeigehen blühende Thäler und glänzende Kornfelder, die in der untergehenden Sonne wie Goldblättchen glänzten; die grünen Spechte liefen pickend an den Buchen hinauf, und hier und da hüpste der helle, runde Kopf oder der buschige Schwanz eines Eichhörnchens aus dem Sonnenschein hervor und verschwand sogleich wieder im Laubwerk. Vögel schreckten wir nicht viel auf, — so wie in England, wo ihr Gefieder und ihr Gesang so viel zur Schönheit der Landschaft beiträgt, waren die Baumhecken nicht von ihnen bevölkert; doch eine plötzliche Wendung des Weges brachte uns zu einer Gruppe, deren Studium mir viel interessanter war, als alle Ornithologie: auf einem kreisförmigen Felsenhügel unter dem Schatten einer großen Eiche saß ein Häuflein moissonneurs (Schnitter), Alle wohlgekleidet, und mit dem Sonntagsputz hatten sie auch ihre Sonntagsgesichter hervorgefucht — die Männer und Frauen waren von Arbeit gebräunt, und wiewohl sie an Alter sehr verschieden waren, so schienen sie doch Alle von demselben Geist der Freude und Geselligkeit durchdrungen; sie grüßten uns mit herzlicher Freundlichkeit, und wir wurden Alle wie bezaubert von der gesunden Schönheit eines Püppchens, das sein lachendes Rosengesicht an die Schulter seiner jungen Mutter klammerte, — den Großvater des Kleinen schien unsere Aufmerksamkeit zu freuen, und die schlank Großmutter, die noch nicht vierzig Sommer hinter sich zu haben schien, war augenscheinlich die Herrin und Leiterin der Gesellschaft, von der sie La Mère Françon titulirt wurde.

„Ein schöner Abend, Mesdames“, sagte sie mit der eigenthümlichen Betonung der Normandie, „das ist für uns ein Genuss, — die Sonne giebt uns die ganze Woche Arbeit, und Vergnügen an diesem Festtag; doch hab' ich gehört“, fügte sie fragend hinzu, „daß sie in fremdem Lande nicht so glänzend scheint.“

Ich antwortete natürlich mit einem wohl verdienten Compliment für „die Französische Sonne“, der ich den Vorzug gab vor allen anderen Sonnen, die ich jemals kennen gelernt, und die gute Dame nahm das wie eine Königin hin, nicht anders als wenn dies ihrem Lande gebührte; etwas entfernt von den anderen Schnittern saß, an den Stamm einer jungen Eiche gelehnt, ein junges Paar, Bursche und Dirne, doch so außerordentlich ähnlich, daß man sie auf den ersten Blick hätte für Zwillinge halten mögen; dieselben großen, schwarzen Augen, dasselbe Nasenhaar, ein gleich üppiges Roth auf ihren Wangen — so saßen sie da, die Hände in einander geschlungen, die großen Augen weit offen bei dem Anblick einer besonders fashionablen Toilette, die ein Mitglied unserer Gesellschaft trug und über deren Form und Qualität mehrere leise Zeichen des Erstaunens zwischen ihnen wechselten. „Gewiß Bruder und Schwester“, meinte einer von den Anstigen, indem er dabei lächelte, als hätte er wer weiß was für eine herrliche Entdeckung gemacht oder ein schweres Problem gelöst. Ich konnte nicht umhin zu lachen, aber Männer sind einmal in Liebesachen sehr zurück. Ich wünschte, die Leser hätten den freudigen Ausdruck auf dem Gesicht des Jungen sehen können, als er mit allem Eifer der Wahrheit antwortete: „Non, Dieu merci!“

Die Mutter Françon betrachtete das junge Paar und lächelte, er hatte den Arm um das Mädchen geschlungen, als wollte er sie noch dichter an sich ziehen, und sie sah erröthend nieder und versuchte, sich loszumachen. „Schau auf, Marie, Du Kleine“, sagte die Mutter Françon, „schau auf, Du darfst Dich nicht schämen, — auch in England wissen sie, was Liebe ist, nicht wahr?“ Ihre Augen nahmen einen eigenen Ausdruck des Unwillens an, als sie unseren ernstblickenden Freund gewahrte, der mit so zärtlichen Gefühlen ganz unbekannt schien: — „Nicht wahr“, fügte sie hinzu, „man liebt auch in England zuweilen, aber nicht wie bei uns zu Lande?“

Ich versicherte sie, daß ich dies nicht wüßte, weil ich in Französischer Liebesweise noch keine Erfahrung gemacht hätte; doch so viel sey gewiß, daß man es auf eine oder die andere Weise in allen Ländern verstehe. — Sie schien, meine Versicherung zu bezweifeln, indem sie meinte, die Franzosen seyen das galanteste Volk der Welt. Der Kredit ihres Landes lag ihr augenscheinlich am Herzen, darum widersprach ich ihr nicht, und die Mutter Françon glaubte, wie viele Andere, weil ich still blieb, daß ich ihr Recht gäbe.

Ich schaute mich nach dem jungen Paar um, sie waren aufgestanden; des Mädchens Hand ruhte auf dem Arm ihres Geliebten; sie waren Beide reizend und hübsch, besonders er; sein Gesicht war von so dunkler Färbung, wie ein Spanischer Knabe von Murillo, und Marie war nur die mildere Kopie von ihm; „sie sind verlobt“, sagte die bonne Mère (wie sie die Sprecherin nannten), „und nach der Aerdte werden sie Hochzeit machen.“ Wir

wünschten den jungen Leuten Glück und boten der Dirne Geld an, aber sie schlug's aus mit der artigen Versicherung, daß sie es nicht brauche. Mir fielen die verhungerten Irischen Schnitter ein, und das Herz sank mir zu Boden bei der Erinnerung an ihre Armuth; hier war eine Bauerschaft ohne Armengesetze, so gut gekleidet (nach Verhältnis ihres Klima), so gut genährt und viel zufriedener als unsere Englischen Landleute; freilich war ich in der Normandie, und dies ist eine der reichsten Provinzen Frankreichs; doch die Erinnerung war schmerzlich, und um mich zu trösten, wandte ich mich an die bonne Mère. Das Tageslicht sank immer tiefer zum Vorpiel eines herrlichen Sonnenuntergangs, und die Gesellschaft schien geneigt, ihren Heimweg anzutreten. „Allez, mes enfans“, sagte die Mutter zu den Verlobten — „und Gott segne Euch! aber vergeßt mir nicht das Schicksal Pierre's und Josephine's.“ — „Pierre und Josephine!“ wiederholte der Großvater, der sein lachendes Enkelkind aus den Armen seiner Tochter genommen. „Eh, mon dieu! Mère Françon, warum denkst Du gerade an diese, oder warum erinnerst Du Marie daran? Josephine war ihre Tante. Sieh! sie hat Thränen in den Augen, — ei, ma bonne Mère, da hast Du einmal Unrecht gethan.“ — „Das hab' ich nicht“, erwiderte sie streng; „sie thut schon so, als wenn sie nur allein auf der Welt lebten, und das ist nicht der rechte Weg, glücklich zu werden. Ei! ihr Männer hab't nie gern, wenn junge Mädchen von uns weisen Frauen die Wahrheit hören, weil wir sie warnen, Niemanden ihr Herz zu sehr hinzugeben. Seht! hier bin ich, die Mère Françon, und ich weiß bis zu dieser Stunde nicht, welchen von meinen beiden Satten ich am meisten liebte!“ — „Du wärdest wohl dem dritten am besten seyn, wenn Du ihn hättest, nicht wahr?“ fragte der Mann. — „Ja oder nein, wie Du willst“, antwortete sie scherzend, „aber Kinder, ich sag's Euch, liebt einander nicht zu sehr, denn Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, viel Liebe erzeugt viel Kummer, — ein freies Herz ist immer am glücklichsten.“ Die Liebenden sahen einander ins Gesicht und schüttelten den Kopf. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Souvenirs de Mr. Berryer, doyen des avocats de Paris, de 1774 à 1838. — Zwei Bände.
 Histoire de la condition des femmes chez les peuples de l'antiquité. — Von P. A. Martin.
 Introduction historique et critique aux livres de l'ancien et du nouveau testament. — Von Glair.
 Révolution philosophique, ou exposé des vrais principes de la philosophie, déduits de l'observation. — Von Girard de Sautenberg.
 La belle au bois dormant. — Roman von Arfene Houssauv.
 L'ucostance. — Roman von Hippolyte Lucas.

P o l e n .

Die legislative Gewalt bei den Polen.*)

Seit den ältesten Zeiten bestand bei den Slawen die, wie es scheint, durch den Gebrauch geheiligte Verordnung, daß Alles, was das Gemeinwesen betraf, dem Volke in öffentlichen Versammlungen mitgetheilt werden mußte. Da wurden die Bedürfnisse des Landes berathen und die wichtigeren Zwistigkeiten der Privatpersonen geschlichtet. Diese Zusammenkünfte wurden aber auch Mittelpunkte zur Verbindung der vereinzelter Bürger und der verschiedenen Slawischen Völkerschaften. Zu Versammlungs-orten dienten die Tempel der Götter, wie dies die Chroniken von Rugien ausdrücklich erwähnen.

Mit dem Untergange der Gemeindegewalt mußte auch diese Art der Berathung fallen. Doch war sie zu tief in der Slawischen Nationalität gewurzelt, als daß sie sich ganz hätte verlieren können; vielmehr wurden später bei manchen Gelegenheiten neben anderen alterthümlichen Einrichtungen auch diese gemeinschaftlichen Berathungen ins Leben zurückgerufen.

In Polen kamen die aus den Zeiten der Gemeindegewalt herkommenden Berathungen unter den ersten Königen nicht sowohl in Vergessenheit, als sie vielmehr nur eingeschränkt wurden. Doch gewannen sie mit der Zeit wieder so sehr an Bedeutung, daß sie das Forum der höchsten Gerichtsbarkeit und der Legislatur wurden. Sie theilten sich in gewöhnliche Berathungen (colloquia provincialia) und in allgemeine (valne, colloquia generalia). Auf den letzten wurden die Gesetze votirt. Denn Kromer irrt, wenn er behauptet, daß die Polen bis auf Kasimir den Großen keine geschriebene Gesetze gehabt hätten; in den Quellen der Geschichte werden die früheren Könige auch als Gesetzgeber aufgeführt, und viele Bruchstücke von Gesetzen sind neben Privilegien, die einzelnen Personen oder ganzen Körperschaften ertheilt worden sind, in den Chroniken enthalten.

Der selbe Geschichtschreiber behauptet irrtümlich, daß nur der Wille des Herrschers in Polen Gesetz gewesen sey, vielmehr fanden bis in den Anfang des 13ten Jahrhunderts bei den Polen die öffentlichen Berathungen nach alter Weise statt. Die gesetzlichen Bestimmungen vom Jahre 1419 beschreiben uns den Hergang bei denselben. Es versammelten sich die Gemeinden unter dem Vortritt ihrer Dignitäre oder Ältesten; durch einen der Versammelten erfolgte der Gesetzesvorschlag, welcher nun durch Stimmenmehrheit entweder angenommen oder verworfen wurde.

Verschieden von diesen Berathungen waren diejenigen, durch welche der Monarch in Verbindung mit den Prälaten und den Beamten das festgesetzte, was für das ganze Land oder einzelne Landestheile lösend seyn sollte. Zuweilen jedoch präsidirte der König selbst auch bei den Gemeinde-Versammlungen. Den durch letztere erlassenen Bestimmungen durfte, damit sie Gesetzeskraft besäßen, die Sanction des Monarchen nicht fehlen. Die Bestimmungen der Prälaten und Staatsbeamten erhielten diese Kraft schon dadurch, daß sie zur Seite des Königs mit seinem Wissen und nach seinem ausdrücklichen Willen erfolgt waren. Ja, oft setzte der König gerade das Gegentheil von dem fest, was der Gemeinderath erlassen hatte.

Dagegen kamen auch schon im Jahre 1431 und 1436 in den öffentlichen Zusammenkünften der Prälaten und Beamten Beschlüsse zu Stande, die mit dem Willen des Monarchen nicht im Einklange waren. Dies geschah dadurch, daß diese Versammlung an der Ritterschaft einen mächtigen Bundesgenossen fand. Als nämlich im Anfange des 13ten Jahrhunderts die Ritterschaft von Polen und Masowien, durch Neugier angetrieben, bei den öffentlichen Berathungen erschien, begehrte Wladyslaw Jagiello, damals in die Kämpfe mit den Kreuzrittern verwickelt, von der anwesenden Ritterschaft unbedachtsamer Weise Rath in Betreff der Zölle und Abgaben (1404), und von da an begann auch der Adel an den öffentlichen Versammlungen Theil zu nehmen. Nun gedachte er auch nicht, wieder zurückzutreten, sondern erlangte immer größeres Ansehen, zumal da die Herren gerade mit Hilfe dieses Adels die Macht des Monarchen einzuschränken gedachten, was ihnen auch vollständig gelang. Später, insbesondere von dem Reichstage zu Neu-Korczyn an, da die Deputirten oder Landboten-Kammer entstand (1468), begann die Ritterschaft, die Bedeutung der Prälaten bei den öffentlichen Berathungen zu schmälern, und that ihnen an, was diese einst dem Monarchen angethan hatten. Endlich, vorzüglich in den Jahren 1648 bis 1764, erschütterte der Uebermuth des Adels auch den Thron und zog Alles in den Abgrund hinein.

Von dieser Zeit an gewann die legislative Gewalt in Polen eine andere Gestalt und wechselte sogar den Namen. Sie hieß nun generale parlamentum, conventio, dietae, Polnisch seym. Je nachdem es die Nothwendigkeit erheischte, wurden von nun an bald die Deputirten des ganzen Landes zu einem „Reichstage“ (seym walny) zusammenberufen, bald nur die Deputirten einzelner Landschaften zu einem Provinzialtage, und zwar bald zu der vom Gesetze bestimmten Zeit, bald zu einer anderen; daher unterschied man gewöhnliche und außerordentliche Versammlungen. Der Wichtigkeit der zur Berathung vorliegenden Gegenstände gemäß, dauerten die Reichstage bald längere, bald kürzere Zeit, bis im Jahre 1768 die Bestimmung erfolgte, daß die gewöhnlichen Reichstage sechs Wochen, die außerordentlichen vierzehn Tage dauern sollten. Der gewöhnliche Reichstag kam alle zwei Jahre zusammen, dies verlangte die nach Sigismund August's Tode erlassene Bestimmung, die auch 1775 erneuert wurde. Die Berufung und Auflösung des Reichstags geschah durch den Monarchen, und nur zweimal, unter Sigismund III. und August II. von Sachsen, konstituirte sich der Reichstag wider Wissen und Willen des Königs. Die Provinzialtage hielt der König mit jeder Provinz besonders ab, in Groß-Polen gemeinlich zu Kolo, in Klein-Polen zu Korczyn, mit den Landboten der Kus zu Wisnicz, von Lithauen zu Wylkowszfel, später zu Stonim. Auch hatten Masowien und Preußen ihre besonderen Tage. Der Zweck dieser Provinzial-Versammlungen, die aber nach und nach eingingen, war, sich über dasjenige zu verständigen, was auf den allgemeinen Reichstag gebracht werden sollte, zugleich aber auch festzusetzen, was das Wohl der Provinz erheischte. In der händlichen Gesessammlung finden sich einige Beschlüsse der Art. — Der Reichstag versammelte sich gewöhnlich in Piotrkowo (Petrikau); später, nach vollständiger Vereinigung Polens mit Lithauen, zu Warschau. Zur Zeit des Königs Michael wurde bestimmt, daß zwei Reichstage zu Warschau, der dritte zu Grodno stattfinden sollten.

Ein jeder Bürger, der einen Grundbesitz hatte, konnte zum Landboten erwählt werden und hatte als solcher Zutritt zu dem Reichstage. Doch war das Ansehen der beratenden Bürger nicht gleich. In früherer Zeit genossen der Erzbischof von Gnesen und der Bischof von Krakau sowohl auf dem Reichstage als bei allen Berathungen das größte Ansehen; als aber deshalb unter den beiden Prälaten Zwistigkeiten entstanden, so bestimmte der König Kasimir, aus dem Hause Jagiello, daß sie nur abwechselnd an den Versammlungen theilnehmen sollten, mit dem Vorbehalt, daß, während der Eine im Rathe sich befand, der Andere in seiner Wohnung verbleiben sollte, um in zweifelhaften Fällen die nöthigen Aufschlüsse ertheilen zu können. Die Landboten der Städte hatten auf den Reichstagen nur eine sehr geringe Bedeutung; in der Folge übten sie auch diese ein und wurden von den Reichstags-Versammlungen gänzlich ausgeschlossen.

Je mehr die Bedeutung der Städte auf den Reichstagen sank, desto mehr hob sich das Ansehen des Adels. Schon zu Kasimir's Zeiten verglich man die Macht des Polnischen Adels mit der der Römischen Tribunen und Spartanischen Ephoren. König Alexander ging überdies für sich und seine Nachkommen die Verpflichtung ein, auf den Reichstagen Nichts ohne Willen der Landboten (nuncii terrestres) vornehmen zu wollen. Doch auch nachher behielt man in den Reichstags-Beschlüssen den Ausdruck bei, daß der Monarch „auf Bitten“ der beratenden Stände Dies oder Jenes festgesetzt habe. König Sigismund I. verord-

*) Aus dem dritten Theile des Werkes: „Historia Prawodawstw Słowiańskich“ (Slawische Rechtsgeschichte) von dem Professor und Tribunalrichter W. A. Maciejowski. — Warschau.

nete (1510), daß, wer eine Person, die sich mit Vollmacht auf den Reichstag begiebt, verlege, ein Majestäts-Verbrechen begehe, und daß die Unverletzbarkeit der Landboten vier Wochen vor dem Beginn der Beratungen und eben so lange nach dem Schlusse derselben gelten sollte. Auch waren den Senatoren und Landboten sogenannte „Suspensa“ zugestanden, d. h. sie durften binnen sechs Wochen vor und nach dem Reichstage nicht vor Gericht gefordert werden.

Zuerst übte man im Jahre 1539, unter der Regierung Sigismund's I., in Warschau das Recht aus, den Reichstag aufzuheben und die Beratungen zu zerreißen. Erst 1632 wagte ein einzelner Landbote, indem er das Veto der Römischen Tribunen im Sinne hatte, dasselbe durchzusetzen. Man tadelte den Schritt, ahmte aber schon 1634 und dann noch oftmals dem Beispiele nach, obgleich 1672 in der Landboten-Kammer feierlichst dagegen protestirt und wiederholt wurde, daß die Gewohnheit, den Reichstag aus einander zu reißen, auf keine gesetzliche Bestimmung begründet sey. Im Jahre 1764 wurde endlich der Gebrauch des Veto förmlich verboten, aber auch diese Verordnung behielt nur vier Jahre hindurch, der bekannten Ursachen wegen, ihre Geltung.

Einige Reichstage hatten besondere Namen, den Angelegenheiten nach, die auf denselben vorgenommen wurden. So gab es Kapitulstage, durch welche während des Interregnums Ordnung im Lande erhalten werden sollte; dann Convocations-, Elections- und Krönungstage, zu denen sich das Volk behufs der Erwählung und Krönung der Könige in Krakau zusammenfand. Noch gab es Inquisitionstage, zu welchen der König citirt wurde, um sich wegen seiner Handlungsweise zu verantworten, was in Polen einmal, unter Sigismund III., stattfand. — Zu den Wahltagen wurden nach Heinrich's von Valois Regierung keine Deputirten weiter erwählt, sondern das Volk versammelte sich massenweise nach Art der Römer, und nur den Kriegsheuten war es verwehrt, hier zu erscheinen. Diese Versammlungen wurden auf offenem Felde an einem mit Wall und Graben umgebenen Orte abgehalten, der eine große Aehnlichkeit mit dem Lager der Quiriten hatte. Es führten zu demselben nur drei Eingänge, der eine nach Osten gelegen für Groß-Polen, der andere gen Süden für Klein-Polen, und der dritte gen Westen für Lithauen.

Der Geschäftsgang bei den gewöhnlichen Reichstagen war folgender. Den von den Kreisen und Landschaften gewählten Deputirten sandte der König, in Gemäßheit eines Gesetzes vom Jahre 1521, sogenannte Instructionen zu, damit sie eine genaue Kenntniß von den Sachen erlangten, auf die es bei den Beratungen vorzüglich ankam. Der erste Akt der versammelten Landboten war die Erwählung eines Marschalls oder Präsidenten. Nach einander wählte man einen Marschall aus Groß-Polen, Klein-Polen und Lithauen; er empfing eine Gratification aus dem Schatze, außerdem aber wurde nur weniger bemittelten Deputirten freie Wohnung bei nichtadligen Bürgern überwiesen.

Sobald die Landboten unter Vortritt ihres Marschalls in den Sitzungssaal getreten waren und den Monarchen begrüßt hatten, begann der Reichstag mit Verlesung der Pacta conventa. Darauf wurden die königlichen Gesetzes-Vorschläge, welche die Landboten bereits aus den an sie erlassenen Instructionen kannten, nochmals vorgelesen. Dann ließ der König die auf dem vorhergegangenen Reichstage gefällten heimlichen Beschlüsse aus dem Archiv herbeiholen und veröffentlichen, besonders dann, wenn kein Grund für die Verheimlichung mehr da war. Nun folgte eine Prüfung darüber, ob alle Aemter gesetzmäßig besetzt worden wären, und dann erst gab der Senat seine Stimme über des Königs Vorschläge ab.

Dieser Senat bestand aus dem Erzbischof von Gnesen, der princeps Senatus war, aus den Bischöfen, Wojewoden, Kastellanen und einigen anderen hohen Beamten des Reichs. Der König hatte allein das Recht, die Senatoren zu ernennen; die Würde wurde auf Lebenszeit ertheilt. Ein Ausschuss, Anfangs von 16, später von 18 Senatoren, stand dem Könige außer den Ministern beständig zur Seite, und in keiner wichtigen Angelegenheit, die nicht gerade auf den Reichstag gehörte, durfte ohne Genehmigung dieses Ausschusses ein Beschluß gefaßt werden. Dieser Senat befand sich auch in pleno auf allen Reichstagen.

Nachdem die Landes-Deputirten die Meinung des Senats vernommen hatten, begaben sie sich in ein besonderes Zimmer, um sich gleichfalls unter dem Vorsitze ihres Marschalls über des Königs Forderungen zu berathen. Sie publicirten darauf im Sitzungssaal ihren Beschluß; stimmte derselbe mit des Königs Vorschlägen überein, so wurde er durch den König zum Gesetz erhoben, und dieser ernannte eine besondere Kommission zur Abfassung des Gesetzes. Im entgegengegesetzten Falle aber wurde abgestimmt oder der Reichstag aufgelöst.

Während dieser Beratungen erfolgte eine Rechenschaft aus den Berichten der bei den fremden Höfen sich aufhaltenden Gesandten der Republik. Bei dieser Gelegenheit mußte sich, so oft eine wichtige Sache zur Sprache kam, das zuhörende Publikum ent-

^{*)} Dies geschah durch Siciński, den Landboten des lithauischen Städtchens Ustka, der dafür noch im Tode verabschiedet worden ist. Er soll nach der Rückkehr vom Reichstage vor seinem Hause vom Pfluge getödtet worden seyn. Der Leichnam wurde noch lange Zeit als eine Art Munte in dem Städtchen vorgezeigt. — Mikiewicz hat den berühmtesten Landboten zum Helden einer seiner vorzüglichsten Balladen gemacht.

fernen und selbst die Berathenden einen Eid ablegen, daß sie die ihnen mitzutheilenden Geheimnisse nicht verrathen würden. Besondere Kommissionen prüften indessen die einzelnen Zweige der Landes-Administration; wenn Alles in dem gesetzmäßigen Zustande vorgefunden wurde, so wurde den Ministern Zufriedenheit bezeugt und über deren Wirksamkeit quittirt. Alle Beratungen mußten bei Tage geschehen.

Mit dem Jahre 1761 kam die Gewohnheit auf, daß die Reichstags-Beschlüsse durch den Druck bekannt gemacht wurden. Daraus entstanden die Diarien der Reichstage, eine vorzügliche, doch bis jetzt wenig benutzte Quelle für die polnische Rechtsgeschichte. Seit 1766 wurden auch die Gesetzes-Vorschläge abgedruckt und zwei Tage vor der Abstimmung den Landboten eingehändig.

M a n n i g f a l t i g e s .

— Pauline Garcia. Wir haben diese liebenswürdige Sängerin verflorenen Sommer in Deutschland gehört, wo sie durch ihre so früh schon erreichte Virtuosität, — sie ist erst 17 Jahr, — die Bewunderung des größeren Publikums erregte und durch ihre außerordentlichen Anlagen noch mehr die Kunstler selbst für sich einnahm. Wer da glaubte, daß der Name hier viel thue, und daß man sie minder beachtet hätte, wenn man nicht gewußt, daß sie die Schwester der Malibran sey, den wird gewiß das Urtheil der Pariser, denen die verstorbene große Sängerin noch in frischem Andenken ist, von jener Meinung zurückbringen. Pauline Garcia hat in Paris, wo sie erst jetzt zum erstenmale aufgetreten, eben solche Anerkennung gefunden, wie bei den Deutschen, die ihre Schwester nicht gekannt. Dort lag der Vergleich mit dieser noch nahe, und dennoch wurde die jüngere Schwester dadurch nicht verdunkelt. In einem der Berichte über ihr erstes Auftreten heißt es: „Das Theatre de la Renaissance war am Sonnabend gedrängt voll; die ganze fashionable Welt von Paris hatte sich zu dem großen Concerte eingefunden, in welchem die Schwester der unvergeßlichen Malibran debütiren sollte. Die Garcia wurde mit enthusiastischem Applaus empfangen, der zu Anfange freilich noch allein dem Andenken derjenigen galt, deren Tod durch ganz Europa einen so traurigen Eindruck machte, wie vielleicht der Tod keines Künstlers seit Raphael. Die Debutantin hat in ihren Tugenden so wie in ihrem ganzen Wesen etwas von ihrer Schwester; ihre Stimme erinnert uns noch mehr an unseren Verlust; sie gehört zu den ungewöhnlichen Stimmen, die den Sopran und Kontra Alt in sich vereinigen; was indes noch mehr werth ist, die Künstlerin besitzt musikalisches Genie, Seele und Begeisterung in einem seltenen Grade. Das Blut der Garcia's rinnt in ihren Adern: sie ist ein neuer Sproß dieses berühmten und fruchtbaren Künstlerstammes. Ihre Stimme hat zwar noch nicht all den Glanz und die Geschmeidigkeit, welche durch längere Übung erlangt werden; aber wie wir hören, singt sie auch noch nicht viel über ein Jahr; dessenungeachtet rührt und elektrisirt sie die Zuhörer schon. Gewiß, wenn auch der Zauber ihres Namens nicht wäre, sie würde durch ihr erstaunenswerthes Talent dennoch die größte Wirkung hervorbringen.“ Pauline Garcia hat von ihrer Schwester auch andere Vorzüge des Geistes und des Herzens geerbt. Was die Fama uns von letzterer berichtete, fanden wir in Ersterer ebenfalls: ein ungemeines Sprachtalent, eine geniale Führung des Crayons in Skizzen und Portraitirungen, das feinste musikalische Gehör, Gedächtniß und Gefühl, eigene schöpferische Kraft in dieser Kunst, endlich ein schönes, klares Gemüth, voll Naivität, Anmuth und Bescheidenheit. Erst seit einem Jahre hat sie sich ganz dem Gesange gewidmet; früher war sie von den Aeltern für das Piano bestimmt, auf dem sie auch bereits eine große Fertigkeit erreicht hatte. Ihr Vater, einst ein berühmter Barton, derselbe, der dem Verfasser der Phantastestücke in Callot's Manier bei seiner Schilderung des Don Juan vor-schwebte, starb vor einigen Jahren; ihre Mutter, ebenfalls früher eine ausgezeichnete Sängerin, lebt noch und begleitet ihre zweite Tochter und den Satten ihrer verstorbenen Tochter, den Violin-Virtuosen Charles de Beriot, auf deren gemeinschaftlichen Kunstreisen. Beide Aeltern waren in Madrid geboren, Pauline Garcia aber ist, der Geburt nach, eine Pariserin; sie kam als Kind mit ihren Aeltern nach New York und dann nach Mexiko, wo der Vater zuerst eine Italianische Oper begründete. Ihre eigentliche Bildung erhielt sie indes späterhin in Paris und Brüssel. In letzterer Stadt hat die Familie jetzt ihren bleibenden Aufenthaltsort.

— Zunahme der Einkünfte Großbritanniens. Bei dem Regierungs-Antritte Jakob's I. im Jahre 1603 belief sich die Staats-Einnahme von Großbritannien auf 600,000 Pfd. St.; zu Anfange der Regierung Karls I., 1625, auf 896,819, beim Beginn der Republik, 1648, auf 1,317,247, zu Anfang der Regierung Karls II., 1660, auf 1,800,000, Jakob's II., 1685, auf 2,000,000, Wilhelm's und Maria's, 1688, auf 2,001,853, Anna's, 1701, auf 3,895,305, Georg's I., 1714, auf 5,691,803, Georg's II., 1727, auf 6,762,643, Georg's III., 1760, auf 8,323,540, Georg's IV., 1820, auf 46,132,634, und Wilhelm's IV., 1830, auf 47,139,813 Pfund.